

PECS

Vor einigen Jahren habe ich ein Kurzgeschichte geschrieben mit dem Titel „Zug Wien Budapest“ geschrieben. Sie wird auch in meinem „Reisetagebuch eines Handelsreisenden“ vorkommen. Apropos Handelsreisender. Gestern habe ich per Zufall den zweiten Teil des Stücks „Der Tod des Handelsreisenden“ von Miller gesehen. Leider nur den zweiten Teil. Eine Aufzeichnung aus dem Landestheater in Klagenfurt. Die Kritik war schon ausgezeichnet. Es war nicht nur gut gespielt, sondern auch die Texte sind mir wieder sehr bewusst geworden. Vielleicht habe ich es als Kind in der Schule lesen müssen. Und wenn, dann habe ich es nicht verstanden.

Ich bin im Grunde schon etwas ein Zigeuner. Ich fahre gerne weg und herum. Sonntags wegfahren hasse ich aber. Das mache ich nicht so gern.

So ging es mir auch heute.

Unwillig packte ich meinen kleinen Koffer. Er ist jetzt zum Nachziehen. Ich schleppe nicht mehr so viel. Lange habe ich mich geweigert einen Koffer mit Rädern zu kaufen. Nicht wegen der Räder, sondern wegen der neuen Investition. Als Sparmeister wollte ich zuerst die kleinen schwarzen Koffer, die ich noch von meiner vorigen Firma habe aufbrauchen. Einer ging vor einigen Wochen kaputt. Einer war noch intakt. Da kaufte Hannelore einen mit Rädern. Jetzt bin ich froh meine Anzüge und Waschtascherl nachziehen zu können. Es belastet viel weniger. Ist komfortabler. Kein Vergleich zum Tragen.

Lorli führte mich zur U-Bahn im Süden Wiens und von dort erreichte ich einfach den Westbahnhof. Eigentlich fahren Züge nach Budapest ja vom Ost- und Südbahnhof weg. Manche internationale Züge kommen aus dem Westen und haben eben am Westbahnhof Zwischenstopp. Vor vielen Jahren – ich fuhr damals für die Band nach Bukarest – war ich auch am falschen Bahnhof. Nämlich am Südbahnhof. Ich musste dann am nächsten Tag fahren und richtigerweise vom Westbahnhof.

Die Lokomotive war auch kaputt. Eine neue musste angehängt werden. Das brachte uns 30 Minuten Verspätung. Genau die Zeit, die ich zum Umsteigen in Budapest brauche. Der Schaffner gab mir wenig Hoffnung. Es könnte bis Budapest noch mehr Verspätung werden. Es bestehe aber auch eine Chance etwas einzusparen und aufzuholen. Ich muss noch bis Pecz an der Serbischen Grenze im Süden Ungarns. Am Bahnhof habe ich mir noch einen Führer gekauft, um zu wissen wo das liegt und auch etwas Informationen über die Stadt. Die halbe Stunde Verspätung war die Realität. Der Sprecher am Bahnhof sagte 10 Minuten durch.

Mit mir im Abteil saß ein Amerikaner aus Maryland. Pensioniert. Ein Softwareprogrammierer aus der Luftfahrt. Seine Reise finanzierte er mit Gutschriften aus seinem Vielfliegerprogramm. Er hatte viel in Seattle bei Boing und in Toulouse bei Airbus zu tun. Das ergab viele Bonusmeilen, die er jetzt in Pension „abarbeitet“. Sein Urlaubsstützpunkt ist München, von wo aus er Budapest, Bratislava und Prag mit der Bahn besucht.

Im Laufschrift habe ich dann den weiteren Zug nach Pecs erreicht.

Es war schon dunkel als ich ankam. Viele Leute stiegen aus. Ich saß im letzten Waggon, habe also gar nicht mitbekommen, dass so viele Menschen im Zug waren.

Eine nicht endend wollende Menschenschlange ging Richtung Bahnhof. Es wirkte fast so, als wäre der Zug nur mit der Lokomotive vorgefahren. So, dass der Lokführer bequem ins Gebäude gehen kann. Die Passagiere sind nicht so wichtig. Sie können schon zu Fuß nach vorne gehen.

Einheimische warteten auf ihre Ankömmlinge und Gäste. Keiner stand mit einem Namenschild wie auf den internationalen Flughäfen. Hier kennt man sich. Wer nach Pecs fährt hat hier Bekannte oder Verwandte. Ich war eine Ausnahme. Niemand holte mich ab. Niemand stand mit einem Schild, das meinen Namen trug. Ich hoffte bis zum Schluss und nahm keinen Abkürzer so wie einige Mitreisende, die schon vorher Gleise überquerten und so rascher auf die Strasse und zum Bahnhofplatz kamen. Nein, ich ging nach vor, so lange es ging. Als dann sogar in deutsch „Kassenschalter“ stand ging ich hinein. Lange Menschenschlangen vor den Verkaufsschaltern. Alles sah aus, als würde man einen Film aus dem 19. Jahrhundert drehen. Das Gebäude aus der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte sogar seine Inneneinrichtung noch Original. Holzvertäfelte Schalter. Auffallend war, dass es hier herinnen nur junge Leute gab. Sie stellen sich vielleicht für ein Studententicket an. Ihre Kleidung kam der Filmidee der Dreharbeiten im 19. Jahrhundert entgegen. Am Vorplatz fuhren mehrere Taxis ab. Auch hier war der Servicegedanke niedrig. Die Taxis standen nicht vor dem Ausgang. Man musste über den Platz hinüber gehen zu einem platanenbeschatteten Taxistandplatz. Viele Passagiere wollten ein Taxi ergattern. Als ich kam, stand da noch ein Taxi und ein junger Mann. Er war sehr freundlich. Er erkannte mich als ortsunkundig und trat das Taxi, obwohl er vor mir dort war ab. Ich zeigte dem Taxler die im Brief beschriebene Adresse. Er wusste sofort Bescheid und führte mich hin. Die Stadt war schlecht beleuchtet. Es gab zwar viele Straßenlaternen, deren Leuchtkraft war aber bescheiden.

Ich war im Gästehaus der Akademie der Wissenschaften untergebracht. Es stand auf einem Hügel hinter der Stadt. In der Früh stellte ich fest., dass dies die exquisite Gegend der Stadt war. Das Gebäude war ähnlich einer toskanischen Villa in einem großen Park gebaut. Der Portier öffnete das große schmiedeiserne Tor ferngesteuert. Das Auto fuhr den kiesgestreuten Weg hinauf zur Eingangsrampe des Hauses. Eine Stiege führte hinauf zum Haupteingang. Viele Porzellanfiguren säumten den Weg und das Stiegenengeländer. Der Portier wusste Bescheid und sprach mich sofort mit Namen an. Es ist gut, wenn die Sekretärin vorab ein Fax oder ein Mail schickt. So ist man beim Eintreffen kein Unbekannter mehr.

Das Zimmer war eigentlich eine Wohnung.

Ich ging noch ins Nachbarhotel um ein Bier zu trinken und einen Toast zu essen. Die lange Zugfahrt und die Klimaanlage der Eisenbahn hatten durstig gemacht.

Es war kein Verkehr mehr. Zirpen komponierten ihre Spätsommermelodien. Hunde bellten und bewiesen, dass es sich um eine gute Gegend handelt, die vor Einbrechern geschützt werden muss. Im Hotelrestaurant saßen nur wenige Gäste. Fast alle waren dick. Dick, wie man sich die typischen Ungarn vorstellt.

Mit dem Bier – übrigens einer österreichischen Firma – und dem kleinen warmen Käsebrot schlief ich rasch ein. Der ganze Brustkorb tat mir weh vom mittägigen Lauf.

Trotz intensiver Teilnahme an der Konferenz der Rektoren der Universitäten, die an der Donau gelegen sind – sie nennt sich Donau-Rektoren-Konferenz – fand ich am Nachmittag Zeit eine Stunde durch die Stadt zu gehen.

So wie international üblich gab es auch hier eine Fußgeherzone, die das Einkaufen, aber auch das Stadtbesichtigen bequem und einfach machte.

Oben am Hügel stand eine riesige Kathedrale mit vier Türmen. Nicht kleine Türme, sondern große und wuchtige. Oft hat eine Kirche nur einen solchen Turm. Manchmal zwei, die an der Westfassade neben dem Eingangstor stehen. Diese hier hatte aber vier solcher Türme. An allen vier Eckpunkten einen. Da sie noch dazu auf einem Hügel stand wirkte dieses Ensemble noch beeindruckender. Schon am Vorabend – es war schon finster – sind mir die beleuchteten Türme aus dem Taxifenster beim Vorbeifahren aufgefallen. Jetzt am Tag wirkte es noch beeindruckender. Davor ein Platz, der an allen vier Seiten mit einem schönen alten Gebäude

eingegrenzt ist. Am Abend ging ich nochmals hinunter, konnte aber nicht mehr zur Kirche. Ein Gittertor versperrte den Zufahrtsweg.

Pecs heißt wegen seiner vielen Kirchen auch „Fünfkirchen“. Die deutsche Bezeichnung deswegen, weil hier immer deutschsprechende Menschen wohnten. Schwaben, die im 18. Jahrhundert angesiedelt wurden. Ein Historiker der Universität Graz erklärte mir das beim Mittagessen. Er ist Osteuropaspezialist und konzentriert sich auf das 18. und 19. Jahrhundert. Pecs war auch die erste mitteleuropäische Stadt, die die Türken eroberten. Die Einwohner waren nicht vorbereitet, konnten sich nicht verteidigen und die Stadt blieb dadurch unzerstört. Ganz im Gegenteil: die Türken benutzen den Ort als Nachschublager und bauten Neues wie ein Kaffeehaus und mehrere Moscheen. Auch den Weinbau ließen sie bestehen, obwohl Mohammed den Weinkonsum verboten hatte frönten sie hier in der Ferne dem Alkoholgenuss. Die Moscheen bestehen noch. Eine wurde allerdings in eine katholische Kirche umgebaut. Um diese Wandlung auch optisch zu signalisieren hat man auf den Halbmond ein Kreuz gesetzt. Sozusagen der symbolische Sieg über die Türkenherrschaft. Eine zweite Moschee ist noch intakt die restlichen verfielen zu Ruinen.

Johann Günther

Pecs, am 15. Oktober 2001